

Leseprobe · Die Überfahrt · Conrad Weiser

Kapitel 3: Die Überfahrt



Themse-Mündung und Atlantik. Winter 1709 bis Sommer 1710.

Die Schiffe lagen, und der Wind kam nicht.

Zehn waren es. Sie lagen vor Anker in der Themse-Mündung, dort wo das Wasser breit wird und nicht mehr Fluss heißen will, aber auch noch nicht das Meer ist. An den Masten klatschten die Taue, wenn die Flut drehte – sonst war es still.

Es war Januar, dann Februar. An manchen Morgen lag Eis auf der Reling. Wenn die Sonne kam, schmolz es in einem schmalen Streifen, und das Wasser, das abließ, gefror noch einmal an der Bordwand, bevor es das Meer erreichte.

Conrad lag im Laderaum mit den Geschwistern. Es waren acht von ihnen, dicht beieinander. Der Vater zählte morgens die Vorräte und nachmittags noch einmal. Es waren nicht mehr genug für eine Überfahrt, sondern nur noch für das Warten auf eine Überfahrt – und das war ein Unterschied, den der Vater nicht aussprach.

Die Engländer kamen ab und zu mit Brot. Es war nicht das Brot, das der Vater einst gebacken hatte. Es war hart, manchmal grünlich, und es musste eingeweicht werden in das Wasser aus den Fässern, das bereits einen Geschmack hatte, von dem Conrad nicht wusste, woher er kam. Aber es füllte den Magen, und mehr verlangte hier niemand.

Über ihnen, an Deck, gingen die Seeleute hin und her und warteten ebenfalls. Sie redeten in einer Sprache, die Conrad nicht verstand, aber er hatte gelernt, an ihrem Tonfall zu hören, was sie über das Wetter sagten. Wenn der Tonfall gleichgültig war, blieb der Wind aus. Wenn er ärgerlich wurde, blieb der Wind erst recht aus, denn dann hatte ein Steuermann gehofft, und die Hoffnung hatte sich nicht erfüllt.

Eine Möwe saß tagelang auf derselben Spiere des Nachbarschiffs. Conrad sah sie jeden Morgen, wenn er an Deck durfte, und manchmal abends. Er wusste nicht, ob es immer dieselbe war, aber er nahm an, daß es so sei, weil ihm das half. An einem Morgen Anfang Februar war sie weg. Conrad dachte, jetzt kommt der Wind. Aber der Wind kam nicht, und am Abend war die Möwe wieder da.

Der Vater erklärte in jenen Wochen vieles, was sich erklären ließ.

Er erklärte, daß ein Schiff dieser Größe etwa zweihundert Menschen tragen könne, und daß auf jedem ihrer zehn Schiffe weit mehr seien. Er erklärte, daß man Wasser für vier Monate brauche, und daß vier Monate eine lange Zeit seien, in der vieles passieren könne, was man nicht im voraus wisse. Er erklärte, daß die Engländer die Katholiken weggeschickt hätten – zurück nach Deutschland, mit Reisegeld, wie unerwünschte Waren – und daß deshalb auf diesen Schiffen nur Protestanten seien, was im Lager auf der Blackheath schon so gewesen war, aber jetzt, in der engen Welt eines Schiffsbauchs, noch deutlicher wurde.

Er erklärte einmal, als sie an Deck standen und nach Westen schauten, in welche Richtung sie fahren würden. Conrad fragte, wie weit. Der Vater sagte: weiter, als ein Mensch sich vorstellen könne. Dann sagte er noch: aber Menschen sind schon weiter gefahren, und wir werden es auch.

Er erklärte, was Königin Anne sei, und warum sie das Geld bezahle für ihre Überfahrt, und was sie dafür erwarte. Er erklärte das Wort *Naval Stores*, das er von einem englischen Mann im Lager gehört hatte. Teer, Pech, Terpentin – das, was Schiffe brauchen, damit sie Schiffe bleiben. Daß die Engländer es bisher aus Schweden und Russland kauften, und daß sie hofften, es bald aus Amerika zu bekommen, weil dort Wälder seien, in denen die richtigen Bäume standen. Conrad fragte, ob die Pfälzer das machen würden, dieses Teerbrennen. Der Vater sagte: ja, wahrscheinlich. Dann sagte er nichts mehr, und Conrad fragte nicht weiter.

Manches erklärte der Vater nicht. Er erklärte nicht, warum die Mutter im Mai gestorben war und warum sie nicht hier sei, jetzt, an Bord eines Schiffes, das nach einem Land fuhr, von dem sie alle nur die Erzählungen kannten. Er erklärte nicht, was passieren würde, wenn die Vorräte aufgebraucht wären, bevor das Schiff ankommt. Er erklärte nicht, was die Möwe zu bedeuten hatte, die immer wiederkam.

Aber Conrad war zwölf, dann dreizehn – sein Geburtstag war im November gewesen, vor der Einschiffung, und niemand hatte ihn begangen – und er hatte gelernt, daß ein Mann nicht alles erklärt, weil ein Mann nicht alles weiß. Das wusste er aus Großaspach, aus der Backstube. Sein Vater hatte den Teig erklärt, das Mehl, den Ofen, die Zeit. Aber den Frost im Dezember, der die Weinberge nahm, hatte er nicht erklärt. Den Frost hatte niemand erklärt.

Irgendwann im Februar – Conrad wusste den Tag nicht genau, – kam der Wind.

Er kam abends, und am Morgen waren die Anker oben und die Segel offen. Conrad lag im Laderaum und spürte, wie sich das Schiff hob, wie es kippte. Es war nicht mehr das Schiff, das im Hafen lag. Es war jetzt ein Schiff, das ging, und das Gehen eines Schiffes ist nichts, was man lernt – es ist etwas, das einem geschieht.

Im Laderaum wurde es eng. Wenn die See ruhig war, ging es. Wenn sie nicht ruhig war, ging es nicht. Die Eimer in den Ecken füllten sich schneller, als sie geleert werden konnten. Es roch nach Erbrochenem, nach feuchtem Stroh, nach Atem, nach Angst. Conrad kannte den Geruch jetzt.

Sie waren auf der *Herbert*. Conrad hatte den Namen ein paarmal gehört, von den Seeleuten, und er hatte ihn behalten. Es waren zehn Schiffe, sie fuhren in einem Verband, manchmal sah man die Lichter der anderen am Horizont, manchmal nicht. Auf einem davon – auf der *Lyon*, sagte ein Mann, der es zu wissen meinte – fuhr Robert Hunter, der neue Gouverneur von New York. Er habe eine eigene Kajüte, hieß es, und ein eigenes Bett, und er sei nicht krank. Conrad merkte sich diese Information, weil sie etwas über die Welt erklärte, das er erst später ganz verstehen würde: daß auch auf hoher See, mitten im selben Wasser, Menschen verschiedene Reisen machen.

Das Fieber kam nicht auf einmal. Es sickerte herein, wie das Gerücht in Großaspach gesickert war, vor mehr als einem halben Jahr, das jetzt aussah wie ein anderes Leben.

Zuerst hustete jemand, weiter hinten. Dann hustete einer in der nächsten Reihe. Dann brannte einer im Schlaf, und die Nachbarn rückten einen halben Arm weg, was nicht half, weil ein halber Arm kein Abstand ist auf einem Schiff. Dann starb der erste.

Es war ein Mann, dessen Namen Conrad nicht kannte. Sie wickelten ihn in das Stück Leinen, das die Engländer für solche Fälle ausgegeben hatten – sparsam ausgegeben, denn sie waren auch hier sparsam – und trugen ihn an Deck. Conrad ging hinterher, weil er sehen wollte, wie das geht. Es ging schnell. Ein paar Worte, kurz, weil der Wind zu laut war für lange Worte, dann kippte das Bündel über die Reling. Das Wasser machte keinen Ton. Das war es, was Conrad sich später am genauesten merkte: daß das Wasser keinen Ton machte, wenn es jemanden aufnahm.

Danach ging es schneller. Drei am nächsten Tag, fünf am übernächsten. Dann hörte Conrad auf zu zählen, weil das Zählen nichts änderte und weil seine kleinste Schwester anfang zu husten und er die Ohren nach drinnen wandte, in die Richtung, in der die Geschwister lagen, und nicht mehr nach draußen, wo die Bündel gingen.

Es gab keinen Schiffsarzt. Es hätte einen geben sollen, hatte ein Mann gesagt, der von solchen Dingen wusste. Aber für vier tausend Seelen auf zehn Schiffen waren keine vier tausend Ärzte vorhanden, und so war auch keiner für die *Herbert* vorhanden, und die Pfälzer pflegten einander, so gut sie konnten, was bedeutete: gar nicht.

Pfarrer Kocherthal, der das Goldene Buch geschrieben hatte und der mit auf einem der Schiffe fuhr – auf welchem, wusste Conrad nicht – sprach Gebete über die, die starben. Das hatte sich herumgesprochen, als die *Herbert* einmal nahe an einem anderen Schiff vorbeikam und Worte herübergerufen wurden. Conrad stellte sich vor, wie der Pfarrer sprach: erst über den ersten, dann über

den zweiten, dann über den dritten. Wieviele Worte muss ein Pfarrer haben, damit sie ausreichen für so viele Tote.

In jenen Wochen erklärte der Vater nichts mehr.

Er saß bei den Geschwistern, hielt der kleinsten Schwester die Stirn, gab ihr Wasser aus dem Fass, das jetzt noch schlechter schmeckte als am Anfang. Wenn Conrad neben ihm saß, sagte er manchmal etwas Kurzes – *trink* oder *bleib hier* – aber er erklärte nichts mehr. Er war ein Mann, der nachdachte und der nichts mehr fand, was sich erklären ließ. Conrad sah das, und er sagte ebenfalls nichts.

Die Schwester überlebte. Andere nicht. Ein Bruder von Conrad – nicht der jüngste, der im nächsten Winter sterben würde, sondern einer der mittleren – bekam das Fieber und lag drei Tage. Am vierten Tag stand er wieder. Was nach welcher Logik geschah, wer ging und wer blieb, war nicht zu erkennen. Manchmal nahm das Fieber die Kräftigen und ließ die Schwachen liegen. Manchmal anders herum. Es gab keine Regel, und das Fehlen einer Regel ist in solchen Fällen schwerer auszuhalten als jede strenge Regel.

Conrad selbst wurde nicht krank. Er wusste nicht, warum, und er fragte nicht. Man fragt solche Fragen nicht laut, auch nicht im eigenen Kopf, weil das Fragen das Glück verscheuchen könnte, von dem man insgeheim hofft, daß es ein Glück sei.

Später schrieb er über diese Monate einen einzigen Satz:

„Um Weihnachten schifften wir uns ein, und zehn Schiffsladungen mit ungefähr 4000 Seelen wurden nach Amerika gesandt.“

Was zwischen Weihnachten und dem, was kommen sollte, lag – die Wochen im Hafen, die Möwe, das Fieber, die Bündel über der Reling, die Schwester, der Bruder, der Vater, der nicht mehr erklärte – schrieb er nicht auf.

Sie waren mehr als fünf Monate auf See. Wer es genau gezählt hatte, wusste niemand, weil das Zählen aufgehört hatte. Aber es war Frühling, dann Frühsommer, und die Luft an Deck wurde wärmer, und an manchen Tagen sah man Vögel, die nicht Möwen waren – kleinere, mit anderen Flugbahnen, und das hieß, sagte ein Seemann, daß Land näher war, als man dachte.

Anfang Juni – es muss Anfang Juni gewesen sein, denn die Tage waren lang und das Licht hielt bis tief in den Abend – kam der Sturm.

Er kam aus Nordosten und schob die *Herbert* vor sich her wie eine Hand ein Blatt. Conrad hörte das Knirschen des Holzes, das er schon vorher manchmal gehört hatte, aber nie so. Er hörte das Schreien der Seeleute, das jetzt nicht mehr in einer fremden Sprache klang, sondern in der Sprache, die alle Menschen sprechen, wenn sie Angst haben. Er hörte das Wasser, das ins Schiff kam – erst tropfenweise an Stellen, an denen vorher kein Wasser gewesen war, dann strömend.

Im Laderaum wurde es dunkel. Die Luken waren zu, aber das Wasser fand seine Wege. Der Vater hielt die Geschwister, drei in einem Arm, drei im anderen, das siebte und achte hielt sich an seinen Beinen.

Conrad hatte die Hände frei, weil er der Älteste war, und ein Ältester braucht die Hände. Er wusste nicht wofür, aber er wusste, daß es so war.

Was dann kam, war nicht eine Sache, sondern viele Sachen gleichzeitig. Das Schiff legte sich auf eine Seite, weiter als es sich je gelegt hatte. Es blieb dort einen Atemzug zu lang. Es richtete sich nicht wieder auf. Wasser kam jetzt durch die Luken, nicht mehr durch Ritzen. Stimmen schrien, daß man an Deck kommen müsse, und andere Stimmen schrien, daß das nicht möglich sei. Conrad sah, wie sein Vater aufstand mit den Geschwistern und sich gegen den Strom der Menschen nach oben drückte. Conrad ging hinterher.

An Deck war ein anderes Schiff zu sehen. Es war nahe – zu nahe, dachte Conrad zuerst, das werden sie zerschmettern, eines am anderen – aber es war nicht Zufall, daß es nahe war. Es war herangekommen, weil die *Herbert* gerufen hatte, mit Flaggen, mit Fackeln, mit den Mitteln, die ein Schiff hat, das weiß, daß es nicht mehr lange ein Schiff sein wird.

Es hieß die *Midford*. Conrad hörte den Namen später, in den Tagen danach, und merkte ihn sich, weil er es war, der sie alle aufnahm.

Wie man in dieser Nacht von der *Herbert* auf die *Midford* kam, war nicht eine Sache, an die Conrad sich später deutlich erinnerte. Es waren Hände – Hände, die griffen, Hände, die zogen, Hände, die ein Kind hochreichten und ein anderes Kind herunterholten. Es war Wasser, das immer dazwischen war, schwarz und kalt, und das nicht klatschte, sondern schluckte. Es war Schreien, das aufhörte, und Stille, die kam, wenn jemand nicht mehr schrie.

Die Familie Weiser kam vollständig auf die *Midford*. Acht Kinder und der Vater. Conrad zählte sie, als sie in der neuen Bordseite saßen, naß bis auf die Haut, zitternd. Acht und einer. Niemand fehlte.

Die *Herbert* sah er nicht untergehen. Es war zu dunkel, und die *Midford* hatte schon abgedreht, um andere aufzunehmen. Aber später, am nächsten Morgen, als die See sich beruhigt hatte und das Licht kam, suchten Conrads Augen nach ihr und fanden sie nicht. Wo sie gelegen hatte, war nur Wasser, und das Wasser war ruhig, als hätte es nichts geschluckt.

Sie ankerten am 7. Juli vor New York City.

Es war ein heller Tag, und Conrad stand an Deck und sah Land. Es war das erste Land, das er sah, seit er als Kind den Hügel hinter Großaspach gesehen hatte, der ihm damals groß vorgekommen war, und das er jetzt nicht einmal mehr genau erinnern konnte. Dieses Land hier war anders. Es war flach am Wasser, dann hoben sich Bäume, dann mehr Bäume, dann noch mehr. Er hatte nie so viel Wald auf einmal gesehen.

Andere Schiffe lagen schon vor dem Hafen, vor Anker, manche seit Wochen. Die *Lyon* – Hunter war längst an Land – und drei oder vier andere. Conrad wusste später nicht mehr, welche. Er wusste, daß sie ankamen als sieben oder acht von zehn. Zwei waren nicht mehr da. Eine davon war die *Herbert*, deren Menschen jetzt auf der *Midford* standen oder unten in der Nordsee lagen, je nachdem, wie es ihnen ergangen war in der Nacht des Sturms.

Die Männer in Booten, die zur *Midford* kamen, ließen niemanden an Land. Sie sprachen mit dem Kapitän, sie zeigten auf den Laderaum, sie schüttelten die Köpfe. Conrad verstand das wenige Englisch, das er auf der Blackheath aufgeschnappt hatte, nicht gut genug, um den Inhalt zu folgen, aber er verstand das Schütteln der Köpfe. Es bedeutete: nicht hier. Noch nicht.

Eine kleine Insel im Hafen wurde gezeigt. Die Pfälzer sollten dorthin gebracht werden, hieß es, bis die Krankheit vorbei sei. Die Krankheit, die mit ihnen über das Meer gekommen war, durfte nicht in die Stadt. Die Stadt schützte sich, wie Städte sich schützen.

Conrad sah die Insel, klein und niedrig, mit wenigen Gebäuden, die in aller Eile errichtet worden waren. Sie hieß Nutten Island. Später würde sie einen anderen Namen tragen, aber das wusste Conrad nicht und es spielte keine Rolle. Was eine Rolle spielte, war: die Reise war zu Ende, und sie war doch nicht zu Ende, denn vor ihnen lag noch Wasser, kurzes Wasser zwar, aber Wasser, und auf der anderen Seite lag eine Insel, und auf der Insel würden sie bleiben, bis jemand entschied, daß sie weitergehen durften.

Der Vater stand neben Conrad an Deck. Er sagte lange nichts. Dann sagte er nur: *Wir sind da.*

Conrad nickte. Er war dreizehn Jahre alt, und er hatte gelernt zu nicken, wenn ein Mann nichts mehr erklärte.

Hinter ihnen lag das Meer, das sie genommen hatte, was es nehmen wollte. Vor ihnen lag eine kleine Insel mit Hütten, und dahinter die Stadt, und dahinter ein Fluss, und dahinter Wälder, von denen sie noch nichts wussten.

Das Goldene Buch hatte Land versprochen. Es hatte nicht gesagt, wie weit weg dieses Land wäre, auch dann noch, wenn man schon angekommen ist.

*

**

Weiter: Kapitel 4 – Was bleibt

Das ganze Buch: *Zwischen zwei Welten – Conrad Weiser 1696–1760* von Andreas Paul John. Zu beziehen unter books.andreas-john.net.